

N. O. Scarpi

Autor(en): **Barth, Wolf**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **87 (1961)**

Heft 27

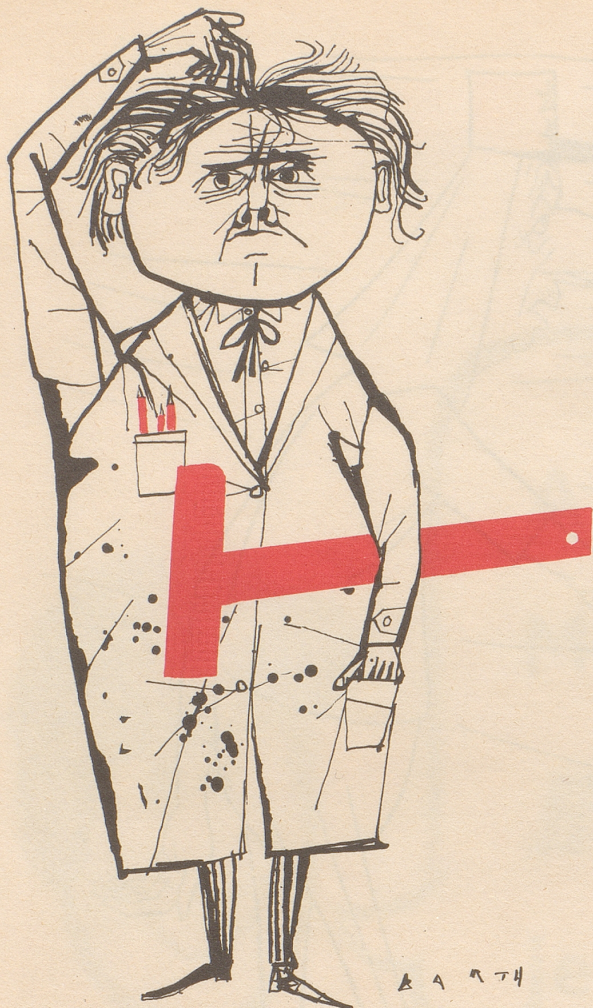
PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



N. O. Scarpi

Von der Dauerhaftigkeit des Materials

Es wäre unbillig, zu verlangen, daß alle Architekten und alle Bildhauer Genies sein sollen. Auch die Kollegen von der Musik, der Malerei, der Literatur sind es ja nicht immer. Nur – was Musiker, Maler, Literaten schaffen, haftet an sehr vergänglichem Material, an Papier und Leinwand. Und so können wir ein Bild, das uns nicht mehr gefällt, einrollen und irgendwo hinter den Hamstervorräten versorgen. Bücher und Noten finden bei den Sammlern von Lumpen und Zeitungen sogar reißenden Absatz. Viel Unrecht mag auf solche Weise begangen werden, mancher literarische Stein, den die Bauleute weggeworfen haben, kann sich als Eckstein erweisen; die Schätzungen von Malern und Komponisten sind auch in jenem Sinn unzuverlässig, daß der Zeitgenosse – zumal den Malern gegenüber – in seinem Urteil oft am ewig Gestrigen kleben wird, und so fand Renoir einmal, auf dem Dachboden eines Cafés in

Celle-Saint-Cloud eingerollt, eine Anzahl seiner schönsten Bilder. Diese Gefahr laufen die Werke von Architekten und Bildhauern nicht. Wie gern möchte man manches Denkmal, manches Haus einrollen und auf dem nächsten, schlechtesten Dachboden versorgen! Doch dem Denkmal wachsen im Lauf der Zeit Werte zu, die mit dem Kunstwert nichts zu schaffen haben. Patriotische, sentimentale Werte aller Art. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden in Wien von manchen Denkmälern die Metallbuchstaben gestohlen, und so wußte man vielleicht dann und wann gar nicht mehr, wer auf dem Sockel stand oder saß. Ob die verschiedenen Joachime und Kasimire in der Berliner Siegesallee noch stehen? «Wissen Sie auch, was diese Standbilder vorstellen?» wurde man im alten Berlin gefragt. Und da man es zumeist nicht wußte, wurde man belehrt: «Das linke Bein.» Die Joachime mögen verschwunden sein,

auch ein nicht ganz unbekannter Staatsmann mußte es sich vor einiger Zeit gefallen lassen, daß sein Riesendenkmal gestürzt wurde, da man es versäumt hatte, ihn selber bei Lebzeiten zu stürzen. Als in einer andern Hauptstadt hinter dem Eisernen Vorhang ein Riesendenkmal desselben Mannes errichtet wurde und sich manche Flüsteropposition erhob, da sagte man den Gegnern:

«Was wollt ihr denn? Im Winter wird es gegen den Wind schützen, im Sommer gibt es Schatten, und vor allem wird es den Vögeln erlauben, auszudrücken, was wir denken.»

Nichtsdestoweniger wimmelt es auch auf dieser Seite des Eisernen Vorhangs von Denkmälern, denen ein Umsturz – im engsten, wahrsten Sinn des Wortes – nur gut täte. Doch den Bildhauern sei immerhin noch zugestanden, daß sie relativ wenig Platz wegnehmen, wenn auch zumeist den schönsten Platz, den Städte zu vergeben haben. Anders ist es mit den Architekten. Auf ihnen lastet die Verantwortung für Wohlfahrt und Behagen der häuserbewohnenden Menschheit, und wie sie sich dieser Aufgabe entledigen, davon kündigen ihre Werke noch nach Generationen. Die Familie Tolomei in Siena, die von den Ptolemäern abstammen soll, wohnt gar seit Jahrhunderten in demselben Haus.

Von den meisten Stadthäusern wäre das wohl zu viel verlangt, und wir haben ja auch nicht alle eine Kleopatra in der Familie. Zumal die Häuser aus der Zeit, da Mitteleuropa sich industriell entwickelte, wurden nicht immer mit einem Geschmack gebaut, der Sicherheit für die Ewigkeit bot, Renaissancepaläste für Saldokontisten, allerlei Unfug rund um die Fenster – wir leiden noch immer unter manchen Beispielen dieser Kunst. Auch das Haus, darin zu wohnen ich die Auszeichnung habe, gehört nicht zu den dauernden Denkmälern der Architektur; viele Türen, viele Fenster, nur ja keine brauchbare Wand, dafür die Heizkörper neben den Türen und nicht unter den Fenstern, wo sie hingehören. Ein Schreibtisch in der Nähe des Fensters ist daher im Winter ein Selbstmordversuch mit durchaus tauglichen Mitteln. Andererseits – welche wohlthuende Raumverschwendung! Eine viel zu große Küche, ein viel zu großes Badezimmer, ein viel zu breiter Korridor! Man kann sich tatsächlich umdrehen! Also genau das, was in manchen modernen Häusern unratsam, wenn nicht unmöglich ist.

Und da wäre ich denn bei dem modernen Haus angelangt – nicht

bei dem modernen Haus als Ding an sich, dessen Prophet, Adolf Loos, ganz gewiß ein Genie war und nicht allein blieb, sondern bei einem bestimmten modernen Haus, das aber leider nicht das einzige seiner seltsamen Art ist. Man nähert sich dem Eingang und bemerkt im Vorübergehen, daß die Briefkästen der Mieter außerhalb des Hauses, im Freien sind. Da der Mensch ein nicht sehr phantasiebegabtes Wesen ist, erfaßt man nicht auf den ersten Blick, welche Konsequenzen solche Briefkästen im Freien haben. Man tritt in ein wohlgeheiztes Treppenhaus, fährt im gutfunktionierenden Lift in die Nähe seines Zieles, steigt aus dem Lift, sucht die Wohnungstüre. Doch wehe – man muß aus dem wohlgeheizten Treppenhaus auf eine völlig ungeschützte Terrasse an der Nordwand des Hauses hinaus, und auf diese Terrasse münden die Wohnungstüren. Diese sinnreiche Kombination hat, wie ein Mieter mir sehr eingehend schilderte, folgende Agréments: Im Februar 1956, als das Thermometer zwanzig Grad unter Null zeigte und man sich seine Post holen wollte, mußte man seine ganze Garderobe anziehen, um aus der geheizten Wohnung auf die eisige Nordterrasse hinauszugehen. Dann kam man in das warme Treppenhaus, wo einem die ganze Garderobe sehr zur Last war, dann trat man vor die Haustüre in die zwanzig Kältegrade hinaus, holte sich mit klammen Fingern die Post. Und nun begann der nicht minder wechselvolle Rückweg aus dem frierenden Nord in die Treibtreppenhauswärme, aus der Treibtreppenhauswärme auf die frostige Terrasse, von der frostigen Terrasse in die warme Wohnung – wenn nicht unterdessen die Kälte sich den Scherz erlaubt hatte, dem Schloß so zuzusetzen, daß es sich nicht öffnen ließ.

Gegen die Wohnung selber wäre nicht viel einzuwenden, nur daß die Küche keine Türe hat, sondern sich in weitem Bogen in das Wohnzimmer öffnet, das gleichzeitig als Eßzimmer dient. Es ist somit eine Küche für Rohköstler, und wer sich, als Gast, auf ein Rindsgulyas ge-

Kenner fahren
DKW!